

Mit der Zeit zum Wir mit Worten in Literatur, oder auch: Einige vorläufige Vorstellungen zum Stellenlesen

»Man muß die Lücken mitlesen.«¹

Im Lesen gilt es zu vergegenwärtigen, dass es die Gegenwart ist, die einem dabei immer wieder zur Herausforderung wird. Nie und nirgends anders als im Lesen gegenwärtig gemacht, treten wie nirgendwo in literarisch genannten Texten eigenwillig Ungleichzeitigkeiten zu Tage, die *vor der Lektüre* nie und nirgends zu einer selbstvergegenwärtigten, vollständigen Präsenz kommen lassen. Das macht Lesen, wo es stattfindet, als eine Ereignisfolge präsent – immer hier und anderswo in Lektüren, die jene als literarischen gelesenen Texte adressieren. Es kommt der *Literatur* zu, und dies kann man als ihr einziges verbindliches Kennzeichen sehen, mit dieser Aporie zu konfrontieren, die sich mit ihr als eine solche ausgestellt findet: In als literarischen gelesenen Texten ist stets gleichzeitig und dabei doch eben nicht zeitgleich zugleich mehr zu lesen als das, was in Momenten der Lektüre in ihnen und durch sie passiert. In ihrer Vervielfältigung mit der Zeit, die sie durch ihre Distribution und ihre Kommentierungen erfahren, und in ihrer zeitbestimmten Medialität – kurz: in ihrer Vielstelligkeit an verschiedenen Orten der Diskurse, die über sie bestimmen und deren Formierungen sie als Formen in Sprache zugleich auch mitbestimmen – verlangen sie als vereinzelte ein Mitlesen dieser ungleichzeitigen Präsenzen. Sollte man sie bestimmen, könnte man sagen: *Literatur* macht die Unmöglichkeit einer jeglichen Selbstgegenwart gewahr, indem sie als gelesene ihre fundamentale Ungleichzeitigkeit abbildet. Darin, so hier eine Behauptung, kann man möglicherweise ihre Bestimmtheit erkennen, um nicht zu sagen: ihre Bestimmung. Womit nicht gesagt ist, dass sich so sicher sagen lässt, was Literatur sei. Wenn man Literatur nicht anderswo als in Lektüren bestimmt versteht, dann vergegenwärtigen diese sicher nie definitiv bestimmten literarischen

¹ Alexander Kluge & Oskar Negt, *Geschichte und Eigensinn*, Frankfurt/Main 1981, 1283.

Texte auch die Unmöglichkeit des Selbstvergegenwärtigens. Das will hier als eine eigentliche Aufgabe von literarischen Lektüren betrachtet werden. Beweisen sie sich gerade an dieser Unmöglichkeit und finden so eben künftig ihre potenziell unendliche Fortsetzung, wird man sie damit sogleich über sich hinausweisen sehen: Allen Ausdrucksformen eines allzu selbstgewiss selbstgegenwärtigen Interpretierens, das sich aktuell und zeitgenössisch nennt oder sich als überzeitlich gegenüber der Literatur als seinem Gegenstand autorisiert und eben dies im eigenen Tun auszublenden sucht, werden sie als Stellenlesen an Lesestellen zur Provokation von widerständigen Gegenlektüren.

Literarische Lektüren – und eben nicht für sich bereits die so genannten Werke der Literatur, da diese keinem Lesen vorgängig für sich oder als solche existieren – lassen eine sie bestimmende mehrstellige Reflexion zur Zeit entstehen, sofern sie versucht sind, der beschriebenen unmöglichen Aufgabe der Literatur nachzuspüren, die durch sie dem Lesen zugewiesen ist und in diesem doch endlich bleibt, sich letztlich nie erfüllt. Zum einen können Lektüren an den als literarischen gelesenen Texten die folgenreiche Ungleichzeitigkeit ausstellen, die deren Präsenz für mehr als nur das Lesen bedeutet. Folgenreich insofern, als das literarische Lesen als zeitgebundene Performance das Aussetzen eines linearen, durch die Aufeinanderfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bestimmten zeitlichen Bewusstseins bewirkt, das doch für die Figurationen des Literarischen keinerlei Stellenwert besitzt außer als Gegenstandpunkt. Indem sie auf die erzeugten Ungleichzeitigkeiten hinweisen, die in jedem als literarisch bestimmten Text anwesend gemacht sind, geraten literarische Lektüren zum anderen mit bestimmten interpretativen Setzungen in produktiven Widerstreit. Widersprechen sie doch der Vorstellung, man könne sich *der* Literatur für historische Narrative bemächtigen, ihre Werke als Gegenstände für illustrative Rekonstruktionen von sozio-historischen Zeitschichten gebrauchen oder um der Konstruktion kultureller Zeitkonstruktionen willen verwenden, ohne erst und immer wieder die Zeitorientiertheiten des eigenen Einwirkens durch das Lesen präsent zu machen. Anders kurz gefasst: Literarische Lektüren vergegenwärtigen, dass es die Ungleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit ist, die im Lesen zur Herausforderung wird.

Dies gesagt, um von der Stelle zu kommen, heißt die Aufgabe für literarische Lektüren, eben dieser Herausforderung zu begegnen. Versprechen kann man sich dies von einem Stellenlesen, einem von Stelle

zu Stelle nicht gradlinig führenden, vielmehr konstellativ angelegten Nachlesen von Lesestellen, das mit der Nachträglichkeit rechnet und Erwartungen an ein verfrühtes Verstehen in seiner Anlage zu durchkreuzen sucht.

Denn nichts spricht dafür, von einem Text zu erwarten, auf der Stelle zu lesen zu sein, ebenso wenig wie von *einer* Stelle aus. Verspricht sich in ihren Schriften doch die Sprache, so ist sie Zeitmitschrift, die geschrieben und gelesen nie ohne Aussicht auf Stocken und Zögern von Anfang ohne Ende (Kafka), auf endloses Warten und Aporien der Fortsetzungen (Beckett), auf immer weitere Umwege, Aufschübe und momentane Eingriffe (Derrida), auf zurückgreifende Gegenwartsversicherungen (Adorno), eines sicher nicht erwarten lassen kann: irgendwo unmittelbar präsent zu sein. Da gelesen – passiv –, wodurch sie in literarischen Lektüren Allegorien des Lesens – aktiv – produzieren, stellen literarische Texte als Ereignisse eine je besondere Reflexion von Zeit dar. Eine, die zeitgebunden, zeitgebend, zeitzersetzend, zeiterschöpfend, unzeitgemäß und zeitaktuell wie vor allem, und dabei nicht ohne Weiteres mit dem Begriff der Nachträglichkeit ganz einzuholen, ungleichzeitig sein kann. Ungleichzeitig, weil in literarischen Lektüren eine gleichzeitig gleich mehrfache Reflexion dieses Begriffs *Zeit* stattfindet, durch die alles in einem nie ganz gegenwärtigen Jetzt zwischen Vergangenem und Zukünftigem Gelesene unausgesetzt in die Relation eines vielfach verdoppelten *hier* und *anderswo* versetzt wird.

Gesellschaft, und in dieser lesen *wir* stets für uns (allein),² ist entsprechend nur in einem repräsentationalen Verhältnis zur Verzeitlichung zu denken, artikuliert als die Bestimmung eines *Wir mit Worten*. Denn gerade an jenen Stellen in literarischen Texten wie anderen sprachkritischen Reflexionen nämlich, wo ein ›Wir‹ – für sich und andere oder gegen sie – zu Wort kommt, sich von anderen Worten umstellt zeigt oder auch einmal als ausgestrichen zu erkennen ist, kann man nachlesen, wie in Texten selbst die Artikulationen von Widerworten gegenüber so wirkmächtigen Stellvertreterbehauptungen bewerkstelligt werden, die sich über die Grenzen der Sprachen erheben wollen. Mittels der Aufmerksamkeit für die sprachlichen Mittel und die Konstellationen,

² Gesellschaft, verstanden als eine nie für immer eingerichtete Ordnung von Besitzständen und Herrschaft, stets auf eine nie vorauszusehende Zukunft ausgerichtet, die ihre Effekte in der Präsenz des Gegenwärtigen zeigt, und eine konstruierte Einheit, die gerade durch ihre Temporalität nie einmalig und synchron mit sich ist.

in denen das ›Wir‹ jeweils versetzt wird. Eine solcherart nachlesende Kommentierung des Gebrauchs von Sprache kann mitunter offenlegen – und darin bestände, was man ihre ethische Funktion nennen mag, ihr Gemeinzweck, wollte man davon wirklich sprechen –, dass mit-ge-teilte Sprache nicht einfach als ein Ausdrucksinstrument von Subjekten zu verstehen ist. Als ein Medium vielmehr, mittels dessen und durch das sich die Konstituierung dieser im Singular und Plural anzutreffenden Subjekte in Akten der Ansprache erst ereignet, aufschiebt, verhindert und doch auch immer wieder realisiert. So wie die ›Existenz‹ des Subjekts in eine Sprache ›verwickelt‹ ist, die dem Subjekt vorausgeht und es übersteigt, in eine Sprache, deren Geschichtlichkeit viele Vergangenheiten und mehr als eine mögliche Zukunft umfasst, die diejenige des sprechenden Subjekts übersteigen,³ so können literarische Texte zur Mitteilung eben davon werden – zum Zeugnis für die Möglichkeitsbedingung eines Fortbestehens und Überlebens in und über Sprache, die unsere Wirklichkeiten er- und bezeugt. Das macht die Frage nach dem »Wie: Wir-mit-Worten?«, die zu den Vorgaben, Modalitäten und Folgen der Herstellung und Infragestellung von Gemeinschaftlichkeit in sprachlichen Mitteilung und Mitteilungen über Sprache in literarischen Texten Stellung fordert, zu einer, die jede von Zeitlichkeiten gezeichnete Lektüre zentral betrifft. Einer immer schon fortgesetzten Lektüre als dem Nachlesen von Stellen, die sich nicht allein und in nie nur für sich auffindbaren Texten fortlesen lassen, um anderswo hin zu versetzen.

An welcher Stelle auch Lektüren von Stellen im Einzelnen einsetzen, wie hier ausgewählter Lesestellen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor Wiesengrund Adorno und bei und mit Jacques Derrida, sie nehmen ihre Wege über die in ihnen angeführten, paraphrasierten und montierten vorgängigen Texte. Als vielfache führen Lektüren *hier und anderswo* etwas vor, wenn sie zitieren, Ausschnitte markieren, den Stellvertretercharakter der Figuren – der Redefiguren wie gleichermaßen der Figuren in der Rede, nämlich der in Schriften auftauchenden Eigennamen – inszenieren, ihnen Ort und Stelle verschaffen. Wie sind hier, auf den folgenden Seiten, demnach Kafka, Beckett, Adorno und Derrida und weitere wie Paul Celan und Maurice Blanchot, Peter Szondi und Roland Barthes und und und zu lesen, und das heißt: die mit

³ Nach und mit Judith Butler, *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin 1998, aus dem Amerikanischen von Katharina Menke & Markus Krist, besonders 9–65.

Eigennamen gezeichneten Texte zu verorten, verortet zu sehen, platziert in Kontexte und innerhalb bestimmter Rahmenbedingungen? Die aufgeworfene Frage markiert einen Ausgangspunkt, der rückverweist auf das, was ihr vorausgeht. Auf das und den, was und wen sie anspricht. Einmal gestellt, steht auch zur Disposition, ob sie denn als eine Frage zu verstehen ist, die im Folgenden dann eine Antwort in Form von Interpretationsangeboten, Kommentaren und dem finden kann, was verbreiteten, miteinander im Widerstreit stehenden literaturwissenschaftlichen Interpretationskonventionen gemäß als (doch niemals im strengen Sinne einzigartige, andererseits auch niemals wiederholbare) Lektüre bezeichnet wird, als eine *Lektüre*, die man verschiedentlich der *Interpretation* oder dem *Kommentar* gegenüber gestellt findet? Oder handelt es sich bei der Frage doch nur vorerst und vorrangig um einen kalkulierten Ausdruck jenes Erstaunens, die Eigennamen – Kafka und Beckett und Adorno und Derrida – an jeweils bestimmten Stellen und auf unerklärte Weise in Verbindung auch mit anderen gebracht zu sehen? Fraglos zitiert sie, nicht unvorbereitet durch andere vorausgehende Texte, eine Geste des Umgangs und der Aneignung, der Herausforderung und der Übernahme. Sie führt ein Anfangsmoment an, benennt eine Haltung gegenüber der Schrift und den Schriften, jenen Lektüren von Texten, Theorie und Literatur, wie es heißt, die hier durch ein mehrfaches *und* verbunden werden, um zusammen gelesen zu werden.⁴ Das heißt, sie werden in eine Konstellation gebracht, mit deren Hilfe Lektürewisen plötzlich einmal anders erscheinen können. Während des Lesens wiederholt, kann sie Perspektivwechsel erzwingen. Diese an einen Anfang gestellte Frage nach der Lokalisierung und der Verortbarkeit von Texten, von Lektüren und ihren Autoren restituierter einen weiten Kontext, der das Folgende auf eine Art und Weise bestimmt, die sich erst zu zeigen haben wird. Und führt auch zu einer möglichen Infragestellung der

⁴ Dieses ›und‹ wird, nach und nach, als entscheidende Verbindung lesbar werden, wie von Jacques Derrida vorausgesehen und so zitierbar: »[Die Dekonstruktion] zieht [...] nicht nur das ›und‹ samt all ihre Hinzufügungen und ›gefährlichen Supplemente‹ wie all jene mehr oder weniger heimlich auf die Aufzählung und/oder die oppositionellen Ordnung des ›und‹ wirkenden Hierarchien in Betracht. Sie versucht sich auch (und darin bestände das Denken an sich, wenn es dies gäbe) am ›und‹ der Mehrdeutigkeit, jenem ›und‹, das jegliche gemeinschaftliche Ordnungen auf dem Weg hin zur Dissemination aufgibt. Das dissemorative ›und‹ ist das ›plus d'un‹ und das ›mehr als eine Stimme‹, das Mehr-als-eine-Sprache und das ›mehr als zwei‹ und das ›mehr als drei‹, etc. – [...].« (Jacques Derrida, »Et Cetera... (and so on, and so wider, and so forth, et ainsi de suite, und so überall, etc.)«, in: Nicolas Royle (Hg.), *Deconstructions. A User's Guide*, Hounds Mills & Basingstoke 2000, aus dem Französischen von Geoffrey Bennington, 282–305, hier: 301)

Behauptung, diesen Kontext gänzlich und abschließend hier und überhaupt bestimmen zu können. Denn ohne im strengen Sinne Zitat zu sein, zitiert dieses Fragen als ein Einsatz die Aufforderung, sich einzulassen auf die Modalitäten des Lesens, als deren ausgesprochene Vorgabe es selbst an hervorgezogener Stelle fungiert, zitiert es auch herbei, was an anderer Stelle anschließt an Erläuterungen, mit den einem Vorwort entnommenen Worten von Jacques Derrida: »Eine Gewalt verbirgt sich mit Mühe in der zurückgehaltenen Frage. Ein hermeneutischer Handstreich wird vorbereitet (man wird Ihnen die wahre Bedeutung, die endlich entzifferte Authentizität nennen), die Streitkräfte sammeln sich bereits, eine geballte Ladung des ›man muß‹ (so nämlich *muß man lesen*) wird unverzüglich über Ihnen niedergehen. Werde ich nicht doch dem Leser sagen, wenn ich ihm ein Buch zur Verfügung und in Reichweite seiner Hand stelle, aber es noch ein Weilchen in der meinigen halte, wie [...] hier zu lesen sei? [...] Lesen wird ein Befehl, das ist schon viel, und die Instruktion geht immer mit einer Vorschrift einher, wie zu lesen sei. Das ganze Raster eines Programms lastet schwer auf dem (also auch schon auf Ihnen), der die Frage entgegennimmt, wie – hier [...] lesen.«⁵

Auf Grund der Temporalisierung des ›in Stellen‹ Gelesenen nämlich erfahren Texte – am augenscheinlichsten vielleicht in Zitaten – wiederholt neue Versetzungen und Deplatzierungen, welche kein schlussendliches historisches Selbstverständnis in einer Gegenwart zulassen. Dann jedenfalls gilt dies, wenn man das Lesen als eine Aktivität zu bezeichnen bereit ist, die »in einem Raum und einer Zeit stattfindet, die Grenzen überschreitet und unterläuft.« Und man damit sieht, wie die im Lesen sich ergebene ausgesprochene »rigorose Deplatzierung« und das ihm eigene »transformative Potential« dazu genutzt werden,⁶ Macht und Autoritätsfragen durch ein fortgesetzt reflexiv-performatives Problematisieren anzusprechen.⁷ Jenes transformative Potential zwischen Texten am Werk – und zugleich bei der Arbeit, *at work* – sehen zu lassen, ist denn auch ein Anspruch, dem sich die viele kleine Stellen auswählenden Lektüren im Folgenden zu stellen haben. Ohne natürlich versprechen zu

⁵ Jacques Derrida, »Schribble« [1979], in: William Warburton, *Versuch über die Hieroglyphen der Ägypter*, Frankfurt/Main & Berlin 1980, aus dem Französischen von Peter Krumme & Hanns Zischler, VIII–LV, hier: IX.

⁶ Bill Readings, »Why is Theory Foreign?«, in: Martin Kreiswirth & Mark A. Cheetham (Hgg.), *Theory between the Disciplines. Authority, Vision, Politics*, Ann Arbor 1990, 77–97, hier: 95.

⁷ Vgl. Samuel Weber, *Mass Mediauras: Form, Technics, Media*, Stanford 1996, 174.

können, dass man dies so einfach, auf der Stelle schon, wird mitlesen können.

Denn Lesen kann vielleicht als ein Versprechen bezeichnet werden, das doch gar nicht sagen lässt, was in der Lektüre wirklich geschieht und was mit den Lektüren passieren wird. Da es sich nach allem bereits Dargelegten nie mit sich selbst synchronisieren lassen kann, erweist es sich offenkundig als problematisch, sich auf die Vorstellung einer gemeinsamen Lektüre zu berufen oder sie gar in Interpretationen, die modellhaft anleiten wollen, zu diktieren. Problematisch ist diese Vorstellung, und das heißt, sie hat grundlegende Folgen für die Vorstellung vom Gegenstand *unserer* Lektüren: Denn nicht in einem Moment lesen wir die gleichen Schriften, nicht einen Moment lang und nie nur für die Dauer eines einzelnen Moments. Gerade da, wo dies mit literarischen Texten zur Behauptung gemacht wird, treten die Differenzen einem entgegen.

Wie ein literarischer Text selbst diese Vorgabe, *einen* Text gemeinsam zu lesen, in eine Fiktion verwandelt – mit der Zeit, die es zum Lesen und Nachlesen braucht, und dies bis zur Erschöpfung –, zeigt beispielsweise eine berühmte, aus Lesestellen bestehende Passage in Franz Kafkas *Der Proceß*. Wirkungsvoll, weil unabschließbares Nachlesen provozierend, findet sie sich im sogenannten *Dom*-Kapitel des Romans, als Teil der Rahmung der so vielfach kommentierten Parabel »Vor dem Gesetz«. Sie beginnt mit der Weisung, am Ende steht die Erschöpfung. Dazwischen zeigt der Gang der Auslegung die gegeneinander gestellten und aufeinander bezogenen Deutungen über die Deutungen der Parabel in einer zunehmend mit sich selbst unvereinbar gemachten Erzählung als produktivem Widerspruch in sich. Als hier erstes Beispiel für eine Stellenlese zitiert: »Die Schrift ist unveränderlich und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber,« bekommt K. eingangs vom Geistlichen zu hören.⁸ »Das ist gut begründet, sagte K., der einzelne Stellen aus der Erklärung des Geistlichen halblaut für sich wiederholt hatte.«⁹ Der Wiederholung der Stellen folgt die abermalige konstative Aussage, die eine Einsicht mit der Zeit und in diesem Moment – *nun* – bekräftigt, für den Moment, der auf ein Früher verweist:

⁸ Franz Kafka, *Der Proceß*, hg. von Malcolm Pasley, Frankfurt/Main 2002, 298 (im Folgenden auch zit. als P).

⁹ Ebd., 301.

»Es ist gut begründet und ich glaube nun auch daß der Türhüter getäuscht ist. Dadurch bin ich aber von meiner früheren Meinung nicht abgekommen, denn beide decken sich teilweise. Es ist unentscheidend, ob der Türhüter klar sieht oder getäuscht wird.« Dass diese Meinung nur temporär ist, wird K. in einer anschließenden Bemerkung des Geistlichen ersichtlich, die sich als performative Äußerung und also Wirkung zeigt, K. zugleich lokalisiert: »Hier stößt Du auf eine Gegenmeinung«, sagte der Geistliche.« (P, 302) Ohne wirklichen Abschluss, ohne ein ›Endurteil‹, versucht K. einen Schluss; ohne Aussicht auf eine Totale. Weil erschöpft: »Er war zu müde, um alle Folgerungen der Geschichte übersehn zu können, es waren auch ungewohnte Gedankengängen in die sie ihn führte, unwirkliche Dinge [...].«¹⁰ Am Ende steht der Rückblick auf das Ganze der Auslegungen, das ihm als ein gesamter Vorgang nicht mehr – und also nie – im Ganzen gleichzeitig erfassbar erscheint. Die Folge ist Ermüdung, das Kollabieren in die undifferenzierte Gleichzeitigkeit des Erschöpfseins angesichts des scheinbar Unwirklichen, der Realität der Fiktion – im Kontrast zu denen, die immer weiter zu prozessieren vermögen, Urteile sprechen, Akten produzieren.

Wie da, an dieser Stelle, wo das Kollabieren eines geordneten, voraussehbaren Fortgangs der Lektüre als gegenwärtig anzunehmen ist und zugleich jegliche Vorrede droht, das Versprechen auf etwas Kommendes gegenwärtig schon zu verraten,¹¹ nun *hier und jetzt* beginnen? Wie also die Worte anderer mit eigenen fortzusetzen? Wie lässt sich der Einsatz formulieren, um das Eigene als eine Voraussetzung für etwas Kommandes, etwas Anderes als Eigenes zu formulieren? Wie macht man es zudem möglich, und die Frage betrifft nicht nur die Funktion von Vorworten,

¹⁰ Ebd., 303.

¹¹ »[Eine Vorrede] würde im Futur (›dieses hier werden Sie lesen‹) den begrifflichen Sinn oder Inhalt [...] dessen sagen, was bereits geschrieben sein würde. Also hinreichend gelesen, um in seinem semantischen Gehalt versammelt und vorweg vorgelegt werden zu können. Für das ein Sagen-wollen nachmalig umgestaltende Vorweggesagte ist der Text ein Geschriebenes – ein Vergangenes –, das – in einem falschen Schein von Gegenwart – ein verborgener und allmächtiger Autor in voller Herrschaft über sein Produkt dem Leser als seine Zukunft darstellt. Sehen Sie hier, was ich geschrieben, dann gelesen habe, und was ich schreibe, was Sie dann lesen werden. Woraufhin Sie in der Lage sein werden, von dieser Vorrede wieder Besitz zu ergreifen, die Sie im Grunde noch gar nicht lesen, obwohl Sie sie gelesen habend, bereits all das vorweggenommen haben werden, was ihr folgt, und es sich beinahe ersparen könnten, es zu lesen. Das Vor der Vorrede macht das Zukünftige gegenwärtig, vergegenwärtigt es, nähert es an, saugt es an und setzt es, es überholend, sich selbst gegenüber. Es reduziert es auf die Form offenkundiger Gegenwärtigkeit.« (Jacques Derrida, »Buch-*außerhalb*. Vorreden/Vorworte« [1972], in: Jacques Derrida, *Dissemination*, Wien 1995, aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek, 9–68, hier: 15)

Worte als Hinweise auf etwas noch oder bereits an Orte und Stelle des Gesagten Abwesendes verstehen zu lassen? Als fraglich angesprochen ist in dieser Reihe von Fragen die für Lektüren so grundlegende temporale Perspektivität. Mit der in ihnen und von ihnen behaupteten oder als zweifelhaft gekennzeichneten Dauerhaftigkeit und Kontinuität der Rede an einem Ort muss auch der Ort des Lesers und jener Präsenz, die Handeln artikulierbar und vermittelbar macht, als eine nicht mehr als einfach gegenwärtig anzunehmende Gewissheit gesehen und dargestellt werden. Auf eben diese vermeintliche Gewissheit aber bauen weiterhin, soviel kann unterstellt werden, besitzergreifende Interpretationen, um dann als repräsentative Vorbildfunktion zugesprochen bekommen, Anteil zu haben an einer Sprachpolitik wie an einem performativen Sich-zum-Sprechen-Bringen innerhalb bestimmter Rahmenbedingungen – und doch gerade auch darin, ungleichzeitig, ihre Unterwanderung erfahren.

So gesehen ist zunächst davon auszugehen, dass einem immer schon vorgeschrieben wurde, wie man gegenüber den eigenen und fremden Sprachen Position zu beziehen hat. Folglich heißt dies, bei eben einer solchen Vorschrift die eigenen Lektüren fortzusetzen und auf diese Weise an dieser Stelle einen Anfang zu markieren, um auf Umwegen Lektüren einzuleiten, die immer wieder anders von Zugehörigkeiten und Beziehungen zwischen dem Gelesenen sprechen.

Dies gesagt, sind damit Ausgangspunkte für Folgelektüren markiert, an denen sich Ansprüche an das Folgende beweisen werden können. Inwieweit diesem Anspruch entsprochen werden wird, kann sich nur dann erweisen – nachträglich und wieder *anderswo* – wenn an dieser Stelle weitergelesen wird, mit der Aussicht, immer wieder anderswo anzukommen als gerade *hier*.

Nils Plath

Hier und anderswo

Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett,
Theodor W. Adorno und Jacques Derrida

Kulturverlag Kadmos Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2017,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Zugleich: Dissertation, Universität Erfurt, Philosophische Fakultät, 2014.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahm, Berlin

Gestaltung und Satz: Kaleidogramm

Druck: Standart

Printed in EU

ISBN: 978-3-86599-350-2

Inhalt

Mit der Zeit zum Wir mit Worten in Literatur, oder auch: Vorläufige Vorstellungen zum Stellenlesen	11
1. Stellenlesen in der Gegenwart und die Ungegenwärtigkeit von Lesestellen	20
Ein Datum und keine Abschriften: mehr als ein Eintrag zu Zeit und Schreiben in Franz Kafkas Tagebüchern	22
Schreibtischschreibszene mit Datumswechsel	33
Vom Herausschreiben falscher Stellen.....	44
Mit Verständnis gelesen? Eine Leseszene in <i>Der Proceß</i>	52
Betrachtungen zum Lesen und Studieren in <i>Der Verschollene</i> , ein Verständnisproblem.....	57
Statarisch vs. kurzorisch? Zu Tempobestimmungen von Lektüren ..	64
Stellen zur Gegenwart: ein Angebot zur Synchronisierung in der Ungleichzeitigkeit	67
2. Ungegenwärtiges Lesen, datiertes Lesen	
<i>Aktiv interpretativ, selektiv und gerichtet</i> (Jacques Derrida): ein Vorschlag zur Lektüre von Paul Celans <i>Meridian</i> -Rede	78
Lektüren lokalisieren und von den Daten herschreiben	93
Vom begründeten Irrtum einer Erzähltheorie am Beispiel von Georg Büchners <i>Lenz</i>	100
Celan und Valéry als Zeugen für ›zeitlich einander unzugehörig‹ ...	105
Im Nachruf auf Roland Barthes: Derridas plurale Lektüren zur Autorschaft	110
Vom Zeugen Barthes und Zeit-Geschichten in Bildern, vielfachen ›Erstlektüren‹ und der ›kritischen Differenz‹	124

Vorbildliche Mobile-Lektüren, kritische Detailfragen, eine kleine Klassifikation von Autorschaft und weiteres zur Anwesenheit der Toten	133
3. Sprachereignisse Zeit bezeugen lassen	151
Autorisiert vom Tod: Walter Benjamins Erzähler	151
Mehr als ein Zitat: <i>Vive le roi! Es lebe der König!</i>	
<i>Long live the King!</i>	155
Überlegungen zur Toposforschung bei Paul Celan, ein Waschzettel und Einsprüche zur Souveränität	169
<i>Irgendwo, wo immer wir sind.</i> Verortungen von Lektüren	178
»... indem das Gedicht verspricht, als Ereignis, selbst eine Poetik zu gründen«: Jacques Derrida als Leser von Paul Celans Gedichten	180
Ereignis (Derrida) gegen Ereignis (Foucault)	182
Vom Tod als Unmöglichkeit erzählen, Maurice Blanchots	
<i>Der Augenblick meines Todes</i> und Derridas <i>Bleibe</i>	194
Celan lesen im <i>Heute</i>	203
4. Zeugnisse von Lektürewirklichkeiten	210
»Was der Leser wissen muss«, Hans-Georg Gadamers Daten deutscher Dichtung	210
»Berlin, 22./23.12.1967«, oder: Wann entsteht das Gedicht?	
Peter Szondi zu Celan, zu Parallelstellen und Spuren	224
Dichter deutscher Sprache: zu Hans-Georg Gadamers repräsentative Celan-Lesarten	241
Ein Gedicht als Ereignis und Ort, Paul Celans anderer Sprachgebrauch	248
Der bejahte Bruch: Maurice Blanchot	251
Berliner Ansichten: Maurice Blanchots <i>Der Name Berlin</i>	253
Korrespondenzen zwischen all den Daten (Derrida, Szondi, Blanchot)	259
<i>Niemand zeugt für den Zeugen</i> – ein Zitat und seine Stellen bei Jacques Derrida	269
5. Immer aktuell, immer stellenweise	305
Kafkas Zeitungsleser	305

Das Ereignis der Mitteilung und die Aktualität der Medien:	
Jacques Derridas <i>Artefaktualitäten</i>	308
Ein Gedankenexperiment Walter Benjamins zum Hier und Jetzt, und mehr zum Beispiel des 11. September	316
»Wie zu lesen sei« (Adorno) und anderes zu Hegel, dem Leser des Hier und Jetzt	328
»jeden Tag aufs Neue« – Lektüreweisen des Ungleichzeitigen von und nach Jacques Derridas <i>Marx' Gespenster</i>	337
Einige destabilisierende Vorstellungen zur Wiederholungs- und Stellenlektüre	345
Vom Stellenleser Theodor W. Adorno zur Vielstelligkeit der Stellenreflexionen	350
Eine weitere flüchtige Lektüre von Jacques Derridas <i>Marx'</i> <i>Gespenster</i> und <i>Marx& Sons</i>	359
<i>Irgendwo</i> bei Hegel	363
Zeitpunkte der Revolution in Walter Benjamins Eintragungen zur Geschichte und die Orte der Referenz	367
»The time is out of joint«, oder: wie nach Derrida »unsere Zeit« sagen	374
Kritische Erbschaftsansprüche dieser und jener Zeiten	378
Spuren und Einschrift: Derridas Hinterlassenschaften in der Sprache	381
»Seit Marx« und »von Marx her« mit Maurice Blanchot von 1968	389
Ein »Zeithof« Paul Celans, Jacques Derridas <i>12. Mai 1968</i> und eine wiederkehrende Frage nach dem <i>Wir</i>	397
Marx bei Beckett	405
<i>Wir</i> lesen gemeinsam?	408
Betrachtungen beim Lesen: Derrida schaut in Blanchot hinein	410
Wie wörtlich? Adornos Anstreichungen bei Beckett	416
Satz und Sätze zu Kafkas Vorstadthaus	422
6. Den Ort denken, der uns Sprachraum ist	425
7. <i>Zitate in meiner Arbeit ...</i> Benjamin zitiert in Frankfurt am Main und anderswo	445

8. Weiter zu Derridas Beckettstellenlesen (nach Joyce und anderswo)	468
9. Sendungen zum Nichts	485
»daß wir sie gemeinsam lesen«: Vorstellungen zur Zeit der Lektüre und Korrespondenz in Jacques Derridas <i>Die Postkarte</i>	485
Erwartungen an einen Brief bei Franz Kafka	492
Wie Briefe Franz Kafkas bei Derrida und anderen ankommen	495
Kafka zum Nichtschreiben und »strategischen Rücksichten«, Derrida »beharrlich und elliptisch«	504
Zwischendurch mal ›nichts‹: zu einem Anfang bei Samuel Beckett ..	508
Deleuze ›Erschöpfendes‹ zu Beckett und mehr zu seinem <i>German Letter</i>	511
»Um Antwort wird gebeten« und das Anderswo Becketts bei Derrida	518
Jacques Derridas »kurze Grammatik der Antwort«	525
An letzter Stelle	529
Literatur	532